

62]

## Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nexø.

Während sie darauf los redete, arbeitete sie fleißig an seiner Wäsche und warf ihm ein Stück nach dem andern an den Kopf. Dann bißelte sie ihm seinen Anzug auf. „Jetzt bist Du ja ganz fein,“ sagte sie, als er wieder in die Kleider gekommen war und betrachtete ihn warm. „Es ist, als wärst Du ein neuer Mensch geworden. Wäre ich nur zehn oder fünfzehn Jahre jünger, ging ich gern Arm in Arm mit Dir die Straße hinauf. Aber einen Kuß sollst Du mir geben. Ich habe Dich ja in Ordnung gebracht, als wenn Du mein Kind wärst.“ Sie küßte ihn heftig und wandte sich dann nach dem Ofen um.

„Und nun weiß ich keinen besseren Rat, als daß wir kaltes Mittagessen essen müssen, und dann geht jeder seiner Wege,“ sagte sie abgewandt. „All meine Feuerung ist über Nacht beim Trocknen Deiner Sachen draufgegangen, und hier in der Kälte können wir nicht bleiben. Ich denke, ich kann irgend jemand besuchen, dann geht dieser Tag auch hin, und Du findest auch wohl irgendeinen Ort, wo Du sein kannst.“

„Es ist ganz einerlei, wo ich bin,“ sagte Pelle gleichgültig.

Sie sah ihn mit einem eigentümlichen Lächeln an. „Willst Du eigentlich immer herumbummeln?“ fragte sie. „Ihr Männer seid doch merkwürdige Geschöpfe! Wenn Euch nur irgend etwas verquer geht, so müßt Ihr Euch gleich betrinken oder Euch auf irgendeine andere Weise ins Unglück stürzen. Ihr seid nicht besser als Widelfinder! Wir müssen ruhig weiter arbeiten, ob es uns so geht oder so!“ Sie stand schon in Hut und Mantel, da zögerte noch. „Hier hast Du fünfundzwanzig Dere,“ sagte sie, „das ist immer für eine Tasse Kaffee, daß Du Dich wärmen kannst!“

Pelle wollte es nicht annehmen. „Was soll ich mit Deinem Geld?“ murmelte er, „behalt das nur selbst!“

„Ach, nimm es man! Ich weiß ja selbst, daß es nur wenig ist, aber ich hab nicht mehr, und wir beide brauchen uns doch wohl nicht voreinander zu schämen.“ Sie steckte ihm das Geldstück in die Tadeltasche und eilte davon.

Pelle schlenderte in den Wald hinaus. Er hatte keine Lust, nach Hause zu gehen und einen zwecklosen Kampf mit Ström aufzunehmen. Er trieb sich auf den öden Steigen umher und empfand ein schwaches Gefühl des Wohlseins, als er merkte, daß der Frühling sich hindurchrang. Drinnen unter den alten, moosgrauen Tannen lag der Schnee noch, aber unten in den Tannennadeln steckten schon die Pilze ihre Köpfe hervor, und wenn man auf dem Boden ging, so hatte man ein Gefühl, als trete man auf einen Teig, der anfing, sich zu heben.

Er ertappte sich dabei, daß er begann, sich mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen und plötzlich aus seinem Halbtraum erwachte. Irgend etwas hatte ihm als ganz traulich vorgekommen. Ja, das war der Gedanke, doch zu ihr zu ziehen und sich so einzurichten, wie Jens und sein Mädchen. Er konnte sich ja ein paar Leisten anschaffen und zu Hause sitzen und arbeiten, so konnte er sich einstweilen durchschlagen, bis bessere Zeiten kamen. Sie verdiente ja auch etwas und hatte einen mildtätigen Sinn.

Aber als er erst gründlicher darüber nachdachte, erhielt das Ganze einen bitteren Anstrich für ihn. Er hatte ihre Armut und ihr gutes Herz genug mißbraucht. Ihr letztes Stück Feuerung hatte er genommen, so daß sie jetzt ausgehen mußte, um etwas Warmes und Abendbrot zu betteln. Das bedrückte ihn. Dies Gefühl der Beschämung konnte er nicht wieder loswerden, als ihm erst einmal die Augen dafür geöffnet waren. Es begleitete ihn nach Hause und ins Bett, und hinter all ihrer Güte spürte er ihre Verachtung, weil er seinem Elend nicht mit Arbeit entgegentrat wie ein ordentlicher Mensch.

Am nächsten Morgen war er früh auf und meldete sich zur Arbeit unten am Hafen. Er sah die Notwendigkeit davon an und für sich nicht ein, wollte aber einer Frau nichts schuldig sein. Am Sonnabend sollte sie ihre Auslagen wieder zurück erhalten.

24.

Pelle stand unten am Boden des Hafensbassins und lud Steinbroden auf die Kippwagen. Wenn ein Wagen voll war, schob er und sein Kumpan ihn auf die Hauptspur, sie hingen sich dann an den leeren Wagen und rutschten zurück. Hin und wieder ließen die andern das Werkzeug sinken und sahen zu ihm hinüber. Er arbeitete wirklich gut für einen Schuhmacher. Er hatte einen guten Griff, wenn er den Stein aufnahm! Wollte er einen großen Broden auf den Wagen laden, so hob er ihn erst bis ans Knie, stieß einen Fluch aus und stemmte sich dann mit dem ganzen Körper dagegen, dann trocknete er den Schweiß von der Stirn und nahm einen Schnaps oder einen Schluck Bier. Er stand hinter keinem von den andern zurück.

Mit Gedanken gab er sich nicht ab, er ließ fünf gerade sein und genoß die Tätigkeit und die Müdigkeit. Die Arbeit zerbrach etwas in seinem Körper und erfüllte ihn mit einem reinen tierischen Wohlsein. „Ob mein Bier wohl heute nachmittag noch ausreicht?“ konnte er denken; darüber hinaus gab es nichts. Die Zukunft existierte nicht und auch kein peinliches Gefühl, daß sie nicht da war; es regte sich keine Reue in ihm über etwas, was er verloren hatte oder was er versäumt hatte; die harte Arbeit fraß das Ganze. Da war nur dieser Stein, der fortgeschafft werden mußte und dann der nächste; dieser Wagen, der voll geladen werden mußte und dann der nächste! Wenn der Stein sich auf den ersten Rud nicht heben wollte, knirschte er mit den Zähnen. Er war wie besessen von der Arbeit. „Er ist noch so jung in den Seilen,“ sagten die andern, „er läuft sich schon die Hörner ab!“ Aber Pelle wollte seine Kräfte zeigen, das war sein einziger Ehrgeiz. Der Kumpan ließ ihn ruhig darauf losgehen und strengte sich selbst nicht weiter an. Von Zeit zu Zeit lobte er ihn, um sein Feuer in ihm wach zu halten.

Es war die elendeste Arbeit im Hafen, jeder konnte ohne weitere Voraussetzung dazu gelangen. Die meisten von Pelles Kameraden waren Leute, die mit der Welt fertig waren und sich dahin treiben ließen, wohin der Strom sie trug; er fühlte sich wohl unter ihnen. Bis auf den Grund gelangten hier keine Worte, die tote Vorstellungen wieder ins Leben rufen oder auch nur in einem leeren Gehirn spuken konnten. Vor der Zukunft war der eiserne Vorhang herabgelassen, und das Glück lag hier auf der Hand, die Mühe des Tages ließ sich sofort in fröhliches Trinken umsetzen.

Seine freie Zeit verbrachte er mit den Gefährten. Es waren lose Existenzen, die das Gerücht, daß hier eine große Arbeit auszuführen sei, herbeigelockt hatte. Die meisten waren unverheiratet, einige hatten wohl irgendwo Frau und Kinder, verschwiegen es aber oder wußten es wohl auch selbst nicht. Sie hatten kein rechtes Logis, sondern hausten in Fuhrmann Stollers verlassener Scheune, die dicht beim Hafen lag. Sie kamen nie aus den Kleidern, sondern schliefen im Stroh und wuschen sich in einem Eimer Wasser, der nur selten gewechselt wurde. Ihre hauptsächlichste Nahrung bestand aus Brotkrumen und Spiegeleiern, die sie auf einem Feuer zwischen zwei Steinen brieten.

Pelle fand Gefallen an diesem Dasein und war gern unter ihnen. Am Sonntag aßen und tranken sie abwechselnd den ganzen Tag, lagen in der raucherfüllten Scheune, tief in das Stroh hineingeböhrt und erzählten Geschichten, tragische Geschichten von jüngsten Söhnen, die die Art nahmen und Vater und Mutter und alle Geschwister totschlugen, weil sie sich bei der Erbschaft überhorteilt glaubten! Von Kindern, die zum Einsegnungsunterricht gingen und sich liebten und Kinder haben sollten und darum geföhrt wurden! Und von Frauen, die nicht die Kinder zur Welt bringen wollten, wie es die Bestimmung der Welt sei, und denen deswegen als Strafe der Bauch verschlossen wurde!

Seit er hier zu arbeiten angefangen hatte, war er nicht mehr draußen bei Marie Nilfen gewesen. „Sie hält Dich zum Narren,“ sagte die andern, wenn er von ihr erzählte. „Sie will die Anständigen spielen, damit Du anbeißen sollst. Frauen haben immer Hintergedanken. Da gilt es auf seinem Posten zu sein. Diese jungen Witwen nehmen lieber zwei als einen, das sind die allerschlimmsten. Man muß schon ein stammer Teufel sein, wenn man denen widerstehen kann.“

Aber Belle war ein Mann und ließ sich von keiner Frau auf der Nase herumspielen. Entweder war man gut Freund, und dann machte man kein Aufhebens oder man war es nicht! Das wollte er ihr Sonnabend sagen und ihr zehn Kronen auf den Tisch werfen. Dann waren sie wohl quitt! Und wenn sie Schwierigkeiten machte, dann konnte sie ja eine Maulschelle kriegen. Das mit der Feuerrung, die ausgegangen war, und daß sie dann den Sonntag auf der Straße zubringen mußte, das konnte er ihr nicht verzeihen. Das sah irgendwo in ihm und brannte wie ein böser Funke. Sie machte sich auf seine Rechnung zur Märtyrerin.

Eines Mittags stand er zusammen mit den Minoren am Arbeitsplatz; Emil und er waren gerade in der Scheune gewesen und hatten ein bißchen Essen heruntergeschluckt, sie wollten auf den Mittagschlaf verzichten, um einer großen Sprengung beizuwohnen, die in der Mittagspause, wenn der Hafen leer war, vorgenommen werden sollte. Der ganze Platz war geräumt, die Leute in den zunächst gelegenen Häusern hatten die Fenster geöffnet, damit sie nicht vom Luftdruck gesprengt würden. Die Mine war angezündet, sie hielten sich im Schutz unter der Zimmerwerkstatt und standen da und plauderten, während sie auf die Explosion warteten. „Die Kraft“ war auch da. Er hielt sich wie immer in der Nähe und stand da und glockte mit seinem dumpfen Ausdruck, ohne teil an etwas zu nehmen. Sie nahmen sich seiner nicht an, sondern ließen ihn gehen und stehen, wie er wollte. „Deck Dich besser, Belle,“ sagte Emil, „nun gehts gleich los.“ — „Wo sind Osen und Ström?“ fragte plötzlich einer. Sie sahen sich verwirrt an.

„Sie halten wohl ihren Mittagschlaf,“ sagte Emil, „sie haben heute vormittag tüchtig geschnapst.“ „Wo liegen sie?“ brüllte der Vorarbeiter und sprang aus seiner Deckung hervor. Sie ahnten es alle, niemand aber wollte es sagen. Es suchte in ihnen, als müßten sie alle irgend etwas unternehmen. Aber keiner rührte sich vom Fleck. „Herr Jesus,“ sagte Bergendal, und schlug mit der Hand gegen die Felsenwand. „Herr Jesus, seht!“

„Die Kraft“ sprang aus seiner Deckung hervor; er lief am Boden des Bassins entlang, in langen Schritten von einem Steinbrocken zum andern. Seine mächtigen Holzschuhe klapperten. „Er will die Lunte wegreißen,“ rief Bergendal, „er erreicht es nicht mehr, sie muß ja ausgebrannt sein!“ Es klang wie ein Angstschrei. Weit hinaus über die, die es hören sollten. Dann folgten sie atemlos seinem Treiben, sie waren ganz aus der Deckung hervorgetreten. In Belle suchte etwas Sinnloses. Er sprang vor, wurde aber im Nacken gepackt. „Einer ist genug,“ sagte Bergendal und schleuderte ihn zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Bronze in der Pfahlbauzeit.\*

Lange hatten die Pfahlbauten schon geblüht. Viele, viele Geschlechter waren dahin gegangen, ihrer mühsam errungenen Kultur froh. Ganze Stationen hatten schon hier und da ihr Ende gefunden, vom Feuer zerstört oder aus irgendeinem Grunde verlassen. Da geschah auch an diesem Fleck noch einmal ein entscheidend gewaltiges Neues. Die Menschen gingen über zur Verwertung der Metalle.

Man hat mit Recht gesagt, das Werkzeug sei nur ein erweitertes Organ, die Technik eine Fortsetzung der Körperbildung. Der Speer ist eine verstärkte Hand, das Boot ein verbessertes Schwimmorgan, das Kleid eine neue Stufe des Fells. Nun: so lange hatte die Menschheit in diesem Werkzeug wirklich nur gleichsam in Materialien des alten Körpergerüsts der Lebewesen weitergearbeitet, in Tierhorn selber, in Holz, in Steinmasse, die unserem versteinerten Knochengerüst entsprach. Keine Pflanze, kein Tier hat es aber trotz Anwesenheit von Metallen im Leibe auf der Stufe der Organbildung zu einem Gerüst aus reiner Metallkonstruktion, zu einem ehernen Gußstücker gebracht. Als das Werkzeug diese Grenze überschritt, da machte es aus dem Menschen ein Erdwesen, dessen Kraft fortan kein anderes Geschöpf mehr widerstehen sollte. Intelligenz und Metall haben zuerst den Kampf ganz großen Stils um die Erdherrschaft des Menschen eingeleitet. Das Mannesalter der Kultur brach hier an.

\* Aus W. Bölsches Feder ist im Kosmos-Verlag ein neues Bändchen der Serie: „Der Mensch der Vorzeit“ erschienen (Preis 1 M.). In klarer, anschaulicher Weise behandelt der Verfasser diesmal die Pfahlbauzeit, indem er alles Wissenswerte berichtet und die mannigfachen Probleme dieser Periode (die Zähmung der ersten Haustiere, den ersten Getreidebau u. a.) abwägt. — Wir geben hier einen Abschnitt des für alle Freunde der Kulturgeschichte empfehlenswerten Buches wieder.

Die Sachlage ist auch hier wieder nicht so, daß gerade die Pfahlbauer selbst etwa die allerersten Erfinder der Metalltechnik gewesen seien. Dafür haben wir nicht den geringsten Anhalt. Beweisen läßt sich nicht einmal, daß sie in ihrem Seewinkel für sich diese Metalltechnik unabhängig gefunden haben, während sie schon vorher oder gleichzeitig an anderen Orten blühte; den ersten Anstoß kann schon fremder Import bei ihnen gegeben haben. Aber das Bedeutsame ist, daß auch diese entscheidende Wende zum Metall innerhalb der Pfahlbautengegeschichte erlebt wurde und daß sie von uns hier noch miterlebt wird. Von wo immer die große Welle damals ausgegangen sein mag, um die engere Menschheitskultur in unaufhaltsamem Siegerlauf zu überfluten: wir sehen sie am festen Fleck dieser Hütten über dem blauen See herankommen, andrängen, ein ganzes älteres, in langen Generationen zäh weitergegebenes Milieu durchsetzen, auflösen, endlich neu aufbauen. Wir erleben das Ende einer Zeit und den Anfang einer Zeit inmitten der Pfahlbauwelt selber. Eine Aera sehen wir anbrechen, deren metallischer, in Erz erscheinender Pfahlbürger auf die eigenen steinzeitlichen Pfahlbauahnen mit einer Geringschätzung schon herabschauen lernte, fast wie wir heute auf das Pfahlbauertum überhaupt.

Wohl hat man ja in unseren eigenen modernsten Tagen auch gelegentlich noch erfahren, daß Reisende aus unserer Kultur, mit reichstem Schatz an Metallwaffen und Metallinstrumenten, in irgendeinem verborgenen Tropenwinkel etwa einen nackten Indianerstamm fanden, der (bei sonst schon recht weit vorgeschrittener Sittenstufe) doch durch irgendeinen örtlichen Zufall bis auf diese Stunde ohne Besitz von Metallen geblieben war; auch da konnte man dann sehr handgreiflich an den lebendigen Leuten Uebergang von „Steinzeit“ in „Metallzeit“ studieren. Aber das ist doch, recht gesehen, etwas Grundanderes. Jene Pfahlbauer machten noch die gewaltige Urentwicklung dieser Dinge, denen auch unsere höchste Kultur von heute ihre Metalle verdankt, selber mit. Und das kann man besonders daran verfolgen, daß sie noch Anteil erhielten an dem stufenweise erst probenden Anfangsbau dieser Entwicklung, an ihrer ersten allgemeinen Unfertigkeit. Einer jener Indianer von heute bekommt etwa in die Hand, aus der eben seine letzte Steinzeit legt, gleich einen Revolver allermodernster Konstruktion. Der Schweizer Pfahlbauer mußte noch ein Vorstadium mitmachen, das, wie es scheint, gerade der Grundstamm der Kultur, auf der wir heute stehen, allgemein hat durchmachen müssen: er trat zu seiner Zeit zunächst erst in die sogenannte „Bronzeperiode“ ein.

Es ist ein alter Glaube, der noch bei den denkenden Köpfen der späteren Antike (z. B. bei Lukretius) fortbauerte, daß diese eigentlich entscheidende altweltliche Kultur in die Stufe der Metallverwertung nicht gleich übergegangen sei durch Kenntnis und Gebrauch desjenigen Metalles, das später ihren absoluten technischen Mittelpunkt bildete: des Eisens. Ein anderes metallisches Material sollte diesem Eisen im Sinne organischer Stufenentwicklung vorangegangen sein: das Erz oder, wie wir heute sagen die Bronze. Zuerst Stein — dann Metall; aber nicht sofort Eisen; zwischen Stein und Eisen erst Bronze. Damals war das zweifellos noch eine wirkliche dunkle Erfahrungstradition. Erst im 19. Jahrhundert wurde daraus dann eine rückwärts gräbelnde wissenschaftliche Hypothese. Skandinavische und norddeutsche Forscher, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die alten „Hünengräber“ und „Heidengräber“ ihrer Gegenden auszubeuten begannen, mußten auf einen eigentümlichen Gegenatz aufmerksam werden. Es war noch die Zeit, wo man von der älteren diluvialen Steinzeit nicht viel wußte, gerade diese Epoche kam aber auch im Norden, vor allem in Skandinavien, nicht so in Veracht, da das Eis den Diluvialmenschen dort zu seiner Zeit nicht hatte aufkommen lassen. Alle diese nordischen Grabfunde gingen also schon auf die Epoche vom Beginn der neolithischen Kultur bis zum Anbruch der engeren historischen Zeit. Eben für diesen Abschnitt der Kulturgeschichte offenbarten sie aber einen geradezu aufspringlich regelmäßigen Sachverhalt. Neben rein steinzeitlich ausgestatteten Grabstätten gab es da andere mit Metallbeigaben (Waffen, Schmuck und dergleichen). Unter diesen Metallstätten aber zeigten sich solche mit reinem Bronzematerial und andere, die bereits Eisen verwendeten. Man versuchte also eine Chronologie mit Stufenfolge. Christian Jürgensen Thomsen, der Direktor des Museums nordischer Altertümer in Kopenhagen, proklamierte 1836 als geschichtliche Reihe eine Steinperiode, eine Bronzeperiode und eine Eisenperiode der nordischen Altkultur. Der Medlenburger Friedrich Lisch, Leiter der wissenschaftlichen Sammlungen in Lubjuzluf, und Danneil zu Salzwedel fanden die gleiche Idee ungefähr um dieselbe Zeit selbständig in Deutschland. Und diese Dreiteilung wurde bald von dorthier sieghaft und drang in alle Lehrbücher. Als man in der Folge des Jahrhunderts mehr und mehr auch die alten Stammkulturen im Ostwinkel des Mittelmeeres statt bloß aus den philologisch gebedeuteten Schriftquellen der antiken Literatur in ihren eigenen Altertümern mit Schaufel und Spaten aus der Erde zu graben begann, bestätigte die Theorie sich auch dort immer entschiedener. Wilde Gegenkämpfe, die sie zeitweise erschüttern mochten, sind schließlich doch wieder verabsäumt. Sie besteht heute besser als je, wenn man sie bloß nicht künstlich einseitig machen will. Daß im Einzelfalle direkt an die Steinverwertung Eisenbenutzung anschließen konnte und gelegentlich auf der weiten Erde auch einmal angegeschlossen hat, darf nicht bestritten werden. Aber der echte Grundstamm menschlicher Hauptkultur ist diesen

# Die Industrie der sauren Gurken.

Von F. A. Horst.

Ein fremdes Gewächs ist bei uns die Gurke. Die südländischen Länder sind ihre Heimat. Den alten Kulturvölkern am Mittelmeer war sie wohl bekannt, und von hier gelangte sie schon frühzeitig nach Deutschland. Während des Mittelalters wurde sie aber gering geschätzt und stand sogar dem Kohl und den Rüben nach. Erst im sechzehnten Jahrhundert änderte sich der Geschmack. Die Gurke wurde beliebt, und ihr Anbau wuchs derart, daß deutsche Gurken eine gewisse Berühmtheit erlangten. Selten kamen sie gelocht als Gemüse auf den Tisch, man verpfeifte sie zumeist roh als Salat, der in der heißen Jahreszeit recht erfrischend war. Dieses Gericht wollte man möglichst früh haben, und die Gärtner begannen, Gurken in Mistbeeten zu treiben. Der Ertrag war sohnend und die Nachfrage nach den neuesten Gurken so stark, daß in der Neuzeit Gurken in großen Mengen in eigenen Gewächshäusern getrieben werden. Für diese Zwecke sind besondere Sorten von Gurken herausgezüchtet worden, die bis 1 Meter lange schlangenförmige Früchte bringen. Berühmt sind in dieser Hinsicht Noa's Treibgurke, Königin der Tafel, Prescott's Wonder u. a. Dank diesen Bestrebungen essen wir bereits garten Gurkensalat, wenn draußen im Freien die Gurkenpflanzen kaum zu keimen beginnen.

Außerdem war man aber bestrebt, die Gurkensaison nach dem Winter hin zu verlängern. Zu diesem Zwecke suchte man im Herbst geerntete Gurken möglichst lang frisch zu erhalten, was allerdings nur für einen kürzeren Zeitraum möglich war. Man sah sich darum genötigt, Gurkenkonserven zu bereiten, um den Herbstregen für den Winter zu erhalten. Diese Konservierungskunst ist eine alte Erfindung. Die Römer waren Meister darin. Sie waren große Freunde des grünen Salats, der in Italien nur im Frühling schmackhaft war, während des heißen Sommers aber in die Blüte schoß und ungenießbar wurde. So machten sie ihren Gartensalat, der nebenbei gesagt, keine Köpfe bildete, in folgender Weise ein: Sie mischten die Blätter mit Salzlake und Essig und legten sie in steinerne Töpfe. Zwischen den Salat packten sie Schichten von grünen Gartenbohnen und würzten das Ganze mit Dill, Fenchel, Raute und gehacktem Porree. Häufig wurde auch Olivenöl unter die Blätter gemengt, und man nannte das so zubereitete Grünzeug insalata cum aceto et oleo, was so viel wie Eingefalzenes mit Essig und Öl bedeutet. Von dem insalata stammt aber unsere Benennung Salat. Auf dieselbe Weise konservierte man auch Kraut, d. h. den Kopfkohl, und erhielt eine Art Sauerkohl. Schließlich mußte das Salz auch helfen, um die Gurken für Wochen und Monate genießbar zu erhalten.

Noch heute arbeiten unsere Hausfrauen beim Einlegen der Gurken nach dem altrömischen Rezept, das nur in unwesentlichen Dingen abgeändert wurde. Man wählt zu diesem Zweck mittelgroße, noch grüne Früchte. Unmittelbar nach dem Pflücken werden sie in kaltes Wasser gelegt, in dem sie 24 Stunden bleiben. Sie werden alsdann mit einer Bürste sauber gereinigt und in Fässer oder Steintöpfe gepackt. Eine alte Regel besagt, daß sich hierzu am besten Gefäße eignen, in denen man bereits einmal Gurken eingemacht hat. Nun legt man in das Faß oder den Topf zuerst eine Schicht Gurken, dann eine Lage von Dillkraut, dem man sehr zweckmäßigerweise unreife Weinbeeren oder Weinblätter beimischen kann. Inzwischen hat man eine Salzlake hergestellt, indem man in je ein Liter Wasser 20 bis 30 Gramm Kochsalz auflöst, das Ganze gut durchluchte und erkalten ließ. Das Salzwasser muß die Gurken stets umspülen, es wird darum auf die oberste Schicht ein Brett gelegt und mit einem sauberen gewaschenen Stein beschwert. Das Gefäß bleibt nun im kühlen Keller stehen, und die Gurken werden nach und nach sauer. Der Vorgang, der sich dabei abspielt, ist von der modernen Wissenschaft genau erforscht worden. Das Salz entzieht den Gurken einen Teil ihres Saftes, in der Salzlake kann eine Fäulnis nicht eintreten, wohl aber tritt eine Gärung ein; bestimmte mikroskopische Pilze beginnen zu wachsen und die Gurkenfässer umzuwandeln. In der Hauptsache gehen Milchsäurebakterien an die Arbeit. Es sind dies Bakterien, die den in der Gurke vorhandenen Zucker in Milchsäure verwandeln und den sauren Geschmack bedingen, dieselben Lebewesen, die auch in der Milch den Milchzucker zerlegen, die Milch sauer machen und das Eiweiß zum Gerinnen bringen. Außer diesen Bakterien sind in dem Gurkenfaß noch andere Gärungserreger tätig, so z. B. verschiedene Arten von Hefen. Die Tätigkeit dieser Pilze ist für das Endergebnis von der größten Bedeutung, denn sie hat einen entschiedenen Einfluß auf den Wohlgeschmack und das Aroma der sauren Gurken. In der neuesten Zeit hat man nun die Hefe und die Milchsäurebakterien als sehr nützliche Organismen erkannt, die in unserem Darne die Fäulnis hintanhaltend. Die saure Milch (Joghurt) wird geradezu als ein lebensverlängerndes Nahrungsmittel gepriesen. Daraus erhellt aber, daß die saure Gurke, wenn sie auf dem Wege natürlicher Gärung ohne Zusatz scharfer Stoffe zubereitet wurde, ein sehr beförderliches Erfrischungsmittel darstellt. Das kann natürlich von Essig-, Senf- und Pfeffergurken nicht gesagt werden, die als Reizmittel nur in kleinen Mengen genossen werden dürfen.

direkten Weg erweislich nicht gegangen, sondern hat eben eine Bronzeperiode dazwischen gelegt. Daß aber auch bei diesem Grundstamm mancherlei Verwickelungen die Reihenfolge im einzelnen erschweren, muß ebenfalls festbleiben: handelt es sich doch auch hier nicht um ein einziges Volk mit einheitlich fester Fortbildung, sondern um ein Geflecht und Parallelgewebe aus vielen Volksstämmen. Gewisse Völkerzweige dieser Kultur standen offenbar erst in der Blüte ihrer Bronzezeit, als anderswo schon die Eisenzzeit begonnen hatte. Lange haben Bronzezeit und Eisenzzeit auch am gleichen Fleck noch ineinander gespielt. Auch konnten Einzelvölker noch in der Blüte ihrer Bronzezeit absterben, ohne für ihren Fleck je die Eisenzzeit wenigstens im ganzen Umfang erlebt zu haben; so gerade, wie wir sehen werden, unsere Schweizer Pfahlbauer selbst. Kein technische Spintifizierungen, z. B. daß man die feineren Bronzefachen nur erst mit Hilfe von Stahlwerkzeugen habe herstellen können, oder daß alle älteren Eisenwaren dem Rost hätten erliegen müssen, also neben der Bronze bloß zufällig fehlten, haben auf die Dauer dagegen die entschiedenste Widerlegung gefunden.

Worthäufig bleibt bei alledem auch als Tatsache aber diese Bronzeperiode — merkwürdig im Sinne, daß sie in dem Kulturbergang wieder einmal zeigt, daß nicht das Einfachste stets das Wirkliche ist. Bronze ist beinahe selbst kein ursprüngliches Metall, das die Natur dem Menschen direkt geben konnte. Sie entsteht erst durch künstliche Mischung von zwei natürlichen Elementmetallen, nämlich von sehr viel Kupfer mit einem geringeren Teil Zinn. Das beste Proportionsverhältnis geben 9 Teile Kupfer auf 1 Teil Zinn. Um eine Art oder einen Schmudgegenstand aus Bronze herzustellen, war es also nötig, zwei Metalle in der Natur zu heben und erst durch Menschenkunst zu kombinieren, dabei eines, das Zinn, das im alten Kulturgebiet keineswegs überall verbreitet war. Stets ist die Denschwierigkeit empfunden worden, daß die Dinge so überaus verwickelt begonnen haben sollten. An sich will ja der Schritt auch zur Benutzung eines Metalls nichts so sehr Wunderbares für das schlichte Denken haben. Die alten Diluvialleute haben für ihre Höhlenpraxis schon Schwefelkiesbroden gesammelt, einerseits wohl, weil sie „hübsch“ wirkten, vor allem aber zum Feuer schlagen. In den Händen von Eskimos, die sonst noch ziemlich Steinzeitmenschen bis heute geblieben waren, fanden sich Speerspitzen aus Meteorsteinen, also zufällig wirklich „vom Himmel“ (d. h. aus dem Weltraum) herabgefallenem Metall, die zunächst bloß kalt zurechtgeschlämmert waren. Daß Metall in der Blut schmilzt und erkaltend äußere Druckformen bewahrt, konnte der reine Zufall von hier aus wohl weiterlehren. Aber gleich zwei Metalle, und dabei ein seltenes, mischen und daraus Werkzeuge gießen: das erscheint etwas viel verlangt. Der Hergang wird indessen bei näherer Betrachtung doch wenigstens ein Teil einfacher.

Zunächst erkennt man aus mancherlei Anzeichen, daß der eigentlichen Bronzezeit durchweg eine längere Periode vorausging, in der vorläufig einmal bloß mit dem einen der beiden Metalle sozusagen „gespielt“ wurde und zwar mit dem weitverbreiteten, vielfach sich als Naturerzeugnis geradezu ausdrängenden Kupfer. Das schön rote Kupfer erregte den ästhetischen Sinn. Man sammelte es und schmiedete noch mit den neolithischen Steinwerkzeugen zunächst bloß mehr oder minder roh etwas daran herum. So wurde es zur glänzenden Schmuckperle, hier und da, noch tief in der neolithischen Zeit. Ganz ebenso suchten sich bei ihrer Entdeckung noch die nordamerikanischen Indianer das reiche gediegene Kupfer ihres Landes; sie wußten es nicht zu schmelzen noch zu gießen, sondern zerschlugen und bearbeiteten es nur mit ihren Steinhammern kalt so weit, daß es selber allerhand grobe Nutzungsformen annahm. An manchen Stellen unserer altweltlichen Kultur hat sich in jenen entscheidenden uralten Tagen aus solchen Vorversuchen aber eine wirkliche Kupferperiode als erste Vorstufe der Metallzeit entwickelt. Die Leute haben offenbar dort am puren Kupfer selber schon schmelzen und gießen gelernt. Jedoch ergab das Kupfer ohne Zutat, statt für Schmud auch als Waffe verwertet, mittelmäßige Erzeugnisse. Die rote Kupferart mochte noch hübscher aussehen als die aus grünem Kopyrit, aber sie war zu weich, stand in diesem Sinne hinter dem Stein technisch zurück. Wenn man die Schönheit mit mehr Kraft paaren könnte! Wie oft mag das empfunden worden sein. Inzwischen war man aber jezt auf metallhaltige Gesteine aufmerksam. Und hier muß wieder irgendeine Fügung der Gründe eingeseht haben, die das seltenere Zinn irgendwo doch auch in die Hand spielte.

Mag sein, daß das Gestein, aus dem man Gußkupfer ausschmolz, gelegentlich von Natur schon andere Metalle mitenthalt, die dann das Produkt günstig beeinflussten, und daß man so aufs Experimentieren mit abschlichem Vereinen verschiedener metallhaltiger Rohstoffe geriet, bis man endlich die geheime Hilfe gerade zinnhaltigen Gesteins heraushatte. Jedenfalls ergab auf die Dauer ein bestimmter Zinnzusatz zu jedem Reinkupfer das schließlich Gewünschte: die so entstehende Bronze, das eigentliche „Erz“, strahlte in goldhafter Schöne und war doch in jeder Hinsicht technisch brauchbarer, nämlich fließender beim Guß und härter im fertigen Produkt. Ungefähr so ist der Hergang jedenfalls gewesen.

(Schluß folgt.)

Nun wissen wir, warum die saure Gurke ein so sehr begehrtes Genuß- und Würzmittel darstellt. Die moderne Lebensführung macht es indessen den meisten städtischen Familien nicht möglich, ihren Bedarf an sauren Gurken selbst einzulegen. Dazu fehlen vor allem die nötigen Räume im Keller, und die Hausfrau in der Großstadt besitzt auch nicht die nötige Erfahrung in solchen Dingen. Der Bedarf dieser großen Massen muß also durch Einlegen auf dem Lande oder in der Kleinstadt gedeckt werden, und das führte zur Entstehung einer förmlichen Industrie der sauren Gurken. Ganz besonders hat sich dieser Arbeitszweig in Mitteldeutschland ausgebildet und hier gelten Calbe, Liegnitz und Lübbenau als Gurkenorte ersten Ranges. Das Einlegegeschäft beginnt schon früh im Jahre, denn man macht bereits die Gewächshaus- und Mistbeetgurken zu saueren. Da sie aber naturgemäß höher im Preise stehen müssen, so ist die Menge des Erzeugten nicht so sehr groß. Das Hauptgeschäft beginnt erst im Juli und währt in den August und Anfang September hinein, zu welcher Zeit die auf den Feldern angebauten Landgurken geerntet werden. In Lübbenau am Spreewald, das in der Hauptsache Berlin mit seinen berühmten „Sauerer“ versorgt, herrscht alsdann ein ungemein reges Leben. In der näheren und weiteren Umgebung der Stadt werden Gurken in Massen angebaut und zweimal in der Woche findet in Lübbenau ein Wochenmarkt statt, auf dem die in der Stadt ansässigen Einleger ihren Bedarf an frischen Gurken decken. Da sieht man um jene Zeit auf den Gewässern des Spreewaldes lange Züge von Kähnen, die vollaus mit den grünen Früchten beladen sind. Man baut hier für das Einlegegeschäft eine besondere Sorte an, die einfach „Saure Gurke“ genannt wird. Es ist dies eine mittellange Gurke, die eine dünne Schale und ein zartes Fleisch besitzt. Der Boden des Spreewaldes soll die guten Eigenschaften der Frucht besonders fördern. Der Bedarf der Einleger kann aber durch die Produktion des Spreewaldes nicht gedeckt werden und so müssen alljährlich noch große Mengen Gurken aus Thüringen und Schlesien bezogen werden. Hier gibt es auch vorzügliche Sorten zum Einlegen, wie die Erfurter mittellange und die Liegnitzer Gurke. Was nun die Güte der Frucht anbelangt, so kommt es bei jeder Sorte viel auf die Kultur an. Die Art der Düngung beeinflusst die Ware. Gurken, die man z. B. sehr reichlich mit Abtrittsdünger oder Chileisalpeter gedüngt hat, werden leicht hohl und neigen beim Einlegen zum Weichwerden. Deswegen schreiben große Einlegegeschäfte den Bauern, von denen sie ihre Ware beziehen, vor, daß die Gurkenfelder mit ähnlichen Stoffen nicht gedüngt werden. In verschiedenen Einlegegeschäften werden die Gurken vor dem Einlegen ins Faß geschochen. Man glaubt, daß dadurch das Hohlwerden verhütet werde; in Wirklichkeit aber kommen die hohlen Sauerer meistens schon hohl in das Faß.

Als Nebenzeuge des Einlegegeschäftes sind noch die Vereitung der Senf- oder Essiggurken und die der Pfeffergurken zu erwähnen. Zu den ersteren verwendet man die großen reifen Gurken, von denen der Same geerntet wird. Man entfernt die Kerne und zerschneidet das Fruchtfleisch in beliebig große Stücke, die mit Senf und Essig eingelegt werden. Die Pfeffergurken werden aus den kleinen unausgebildeten Früchten bereitet, die man im Herbst aberntet, bevor der Frost eintritt. Wo größere Mengen benötigt werden, baut man aber die kleinfrüchtigen Traubengurken oder Cornichons an. Die Gurken werden in Gläsern und Töpfen mit scharfem Weinessig und Gewürzen eingemacht und finden auch zu Mixed Pickles Verwendung.

Noch kehren wir zu den sauren Gurken zurück; sie bilden die Hauptware. Es gibt Einleger, die in der Saison 60 000 bis 100 000 Stück Gurken einsalzen, das sind die kleineren Leute. Die Großen machen eine Million und mehr in einer Saison sauer. Ob es bereits Gurken-Milliardäre gibt, wissen wir nicht. Wie sehr aber das saure Geschäft blüht, zeigt unter anderem die Ausfuhr Lübbenaus. Würde man dort die im Jahre erzeugten „Sauerer“ in einen Güterzug verladen, so würde dieser Eisenbahnzug etwa 10 Kilometer lang werden!

## Die Geschichte des Strohhuts.

Wir können uns heute den Sommeranzug ohne Strohhut nicht denken, aber es ist noch gar nicht so lange her, daß dieser Gedanke einem eleganten Herrn oder einer Modedame ebenso unmöglich war wie heute selbstverständlich. In das Reich der vornehmen Damentouillette hat der Strohhut erst im 18. Jahrhundert seinen Einzug gehalten; die Herren haben sich noch viel später dazu entschlossen, diese „plebejische“ Kopfbedeckung anzunehmen; die Dandys haben sich bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts dagegen gewehrt, und erst als im Panama hat eine exotische, vornehmere und überaus teure Sorte, gleichsam der König unter den Strohhüten, entdeckt wurde, wurde dem durch die Jahrhunderte hin verachteten und vernachlässigten Kleidungsstück die Anerkennung der modebestimmenden Welt zuteil. Die Alten haben wohl die Kopfbedeckung aus Strohgeflecht gekannt. In der glühenden Sonnenhitze

trugen die Landarbeiter halbkuglige, niedrige Strohhappen, aber die griechische Mode erzählt nichts von eleganten Strohhüten. Sollten die koketten und kapriziös anmutigen Epiphütchen, die die entzückenden Tanagrafiguren so lustig und fest auf dem Köpfe balancieren, aus Stroh gewesen sein? Die Wissenschaft gibt darauf keine Antwort. Während die großen Kulturbölker des Altertums den Strohhut augenscheinlich nur als eine für den Arbeiter notwendige, aber von der Mode nicht anerkannte Kopfbedeckung besaßen, hat er vielleicht schon der uraltermanischen Nationaltracht angehört. Wir finden ihn nämlich bei den Angelsachsen und dann bei den Sachsen bis ins 10. Jahrhundert hinein und darüber hinaus, bei Völkern also, die am altgermanischen Brauch am zähesten festhielten. Der Strohhut auf dem langen Haar war für den Sachsen das Zeichen der Freiheit und Männlichkeit. Wie uns Widulind in seiner sächsischen Geschichte berichtet, waren die Franken von dieser Form der Kopfbedeckung außerordentlich überrast, und sie galt lange als besonderes Merkmal des Sachsen. Ueber das Aussehen dieses altdeutschen Strohhuts, des ehrwürdigen Vorfahren unseres modernen Schattenspenders, geben einige Miniaturen Aufschluß. Ein Bild im „Sachsenpiegel“ zeigt ihn in der Form eines abgestumpften Kegels mit vorspringendem Schirme; in einer angelsächsischen Handschrift des 10. Jahrhunderts dagegen ist der Hut spitzförmig und ohne Rand. Er war in seiner primitivsten Form ein Stück Strohgeflecht, das man mit einer Schnur um den Kopf band.

Ein breitrempiger flacher Hut aus Winsen oder Stroh, der ja bei der Arbeit auf dem Felde zur heißen Sommerszeit so nötig ist, ist von den Bauern und ihren Frauen natürlich schon früh getragen worden. Der einfache Winstenhut und der feinere Strohhut führen daher in der Geschichte der deutschen Tracht auf lange hin ein bescheidenes Dasein in den Volkstrachten; ein Beweis dafür ist die Liebe und der besondere Stolz, mit dem die verschiedensten Formen des Strohhuts in der bäuerlichen Kleidung bis auf unsere Tage festgehalten sind. Da finden wir noch heute den sehr hohen zylinderförmigen Strohhut, der mit schwarzen Seidenbändern unter dem Kinn befestigt ist, in der Frauentracht des Badener Brechtals, die spizen oder glockenförmigen Strohhüte in Tirol und Salzburg. Die Männer tragen allerorten schwarze kreitrandige Strohhylinderhüte. Auf was für seltsame Strohhutformen bäuerliche Eitelkeit verfiel, zeigen die Kopfbedeckungen der Vierländerinnen. Der Strohhut hat die Form eines eingedrückten Tellers; der Kopf ist von oben her tief in die Krempe geschoben und diese, durch eine tiefe Rinne von ihm geschieden, umgibt ihn wie ein dachartig abfallender Wall.

Aus dieser stillen, nur in den engen Grenzen bäuerlichen Lebens sich entfaltenden Existenz taucht nun der Strohhut zu verschiedenen Malen in die elegante Sphäre der großen Mode empor, um immer wieder zu verschwinden, bis er sich dann im 18. Jahrhundert sein Recht für immer eroberte. Es sind Zeiten einer naturfrohen, für das Landleben schwärmenden, idyllisch-schäferlichen Stimmung, die in diesem sogenannten Schäferhut ein Symbol der Unschuld und harmloser Freuden erkennen. Die Damen der Ritterzeit, die sich so gern aus Gras und Blumen ihre „Schapel“ flochten, empfanden auch die zierliche Anmut, die in solch einem breitrandigen Hut aus Zweigen, Winsen oder Stroh lag. Sie umwandten diese leichten Schattenspender mit Wumentränzen und erschienen so den edlen Rittern wie frische Dirnen, um sich mit ihnen im „körperlichen“ Reigen zu drehen.

Auch in dem Italien der Renaissance wird der von der Landbevölkerung getragene Strohhut bisweilen in die bessere Gesellschaft und sogar in die Kunst aufgenommen. Die ehrwürdigen Eremiten und die sanften heiligen Frauen tragen ihn auf manchen Bildern des Quattrocento am Arm, und Vittore Pisano stülpt sogar seinem hl. Georg, einem schwergepanzerten Ritter, in urwüchsiger Wirklichkeitsfreude einen riesigen spizen Strohhut mit ungeheurer Krempe aufs Haupt. Auch sonst begegnet man in Werken der Malerei ab und zu dem Strohhut in der Modekleidung, besonders in Holland, wo man ja mit einem so frischen Naturgefühl in die Welt blickte. Rembrandts Saskia trägt auf dem entzückenden Bildchen, das der Bräutigam von ihr entwarf, einen großen, blumenumwundenen Strohhut. Das Kokoko, die Epoche der galanten Schäferlein, der idyllischen Feste im Freien und der sentimentalsten Naturbekehrung, gewährt dann dem Strohhut den siegreichen Einzug in die große Mode. Der verachtete Bauernhut, der übrigens noch lange „Salzburger“ oder „Regensburger“ heißt, wird zum Zeichen der Eleganz. Im 1780 sind Strohhüte ein notwendiger Bestandteil der großen Toilette. Diese Hüte hatten einen niedrigen Kopf mit flachem Boden, aber einen kolossalen, mit rosa Taft gefütterten Schirm, der auf und ab schwanzend die Gestalt in ihrer ganzen Breite wie ein Regenschirm überdeckte. Ungeheure Mengen von Putz, von Federn, Bändern, Schleifen und Wumen aller Art bedeckten das feine Material. Eine neue Mode erlebte der Strohhut in der Wiedererweckung, wo er als ein forbartiges Ungetüm mit winzigem rüschchenbesetztem Schirm auftrat. Seitdem hat er in immer neuen Extravaganzen die Welt der Mode entzückt